

INTERVIEW MIT FREDI BANHOLZER

«Was sind gerechte Verhältnisse?»

Das Interview führte Pia Gabriel-Schärer.

Wann waren Sie mit der Hochschule in Kontakt und wie lange waren Sie hier angestellt? Das war damals noch die Schule für Soziale Arbeit Luzern. Dort habe ich von 1970 bis 1973 die Ausbildung gemacht. Mit der Schule bin ich eigentlich bis zur Pensionierung «verhängt» geblieben. Nach der Ausbildung war ich gut vierzehn Jahre in der Praxis und hatte in dieser Zeit praktisch jedes Jahr Praktikantinnen und Praktikanten von der damaligen Tagesschule.

Sie waren Praxisausbildner? Ja genau, Praktikumsleiter nannten wir das damals. Ich war als Praktiker häufig auch an Veranstaltungen eingeladen, wenn die Schule Veränderungen bekannt gab – im Sinn von Echogruppe oder Beratung aus der Praxis. Aus diesem ständigen Kontakt ergab es sich, dass ich 1987 an der Tagesschule als Dozent angestellt wurde. 2009 wurde ich pensioniert. Damit war ich während 22 Jahren als Dozent an der Schule tätig.

Wenn Sie auf Ihre Zeit an dieser Schule zurückschauen: Was war besonders prägend? Die ersten sieben Jahre, bis wir fusionierten – ich habe immer gesagt: «Dies waren meine sieben fetten Jahre.» Dies war für mich eine goldene Zeit, wirklich, in dieser kleinen, überblickbaren Schule. Ich hatte zwar, vor allem in den ersten Jahren, auch meine Krisen und Zweifel, ob ich hier am richtigen Ort sei und ob ich dies auch könne. Eben weil ich aus der Praxis kam. Es gab so ein leichtes Minderwertigkeitsgefühl des Sozialarbeiters gegenüber den studierten Teamkolleginnen und -kollegen. Aber es war eine gute Zeit, auch, weil ich in einen Aufgabenbereich hineingekommen bin, der mir zusagte. Ich hatte die Praxisausbildung und unterrichtete im Bereich Sozialarbeitslehre; das war mein roter Faden. Das ist das eine. Und dann war auch die gelungene Fusion der drei Schulen für mich ein wirkliches Highlight.

Sie sprechen von Highlight mit Blick auf die Fusion der drei Schulen – also auf den Zusammenschluss der Tagesschule, der Abendschule Sozialarbeit und der Schule für Soziokulturelle Animation. Was glauben Sie, weshalb hat dies funktioniert, was waren die guten Treiber? Ich denke, dass es ein ganz geschickter Schachzug war, die neuen Teams zu mischen aus Leuten der drei Vorgängerschulen. Und ihnen auch gleich die Konzeptentwicklung der neuen Ausbildung zur gemeinsamen Aufgabe zu stellen. Dies liess keine Zeit für Grabenkämpfe. Auch die Art und Weise, wie die Leitung installiert und der ganze Prozess gestaltet wurde, hat sicher zum Erfolg beigetragen. Wir hatten Möglichkeiten, auch das einzubringen, was noch nicht ganz so gut lief. Es gab damals noch sehr viel Mitsprache und Mitbestimmung. Auch vonseiten der Studierenden – diese wurden immer wieder in die Diskussion einbezogen.

Wenn Sie auf die Lehre zurückschauen: Was hat sich in der Praxisausbildung verändert, was ist im Rückblick gleich geblieben? Es gab eine grosse Angst von der Praxis her, als wir fusionierten und eine Höhere Fachschule und dann Fachhochschule wurden. Die Befürchtung war, dass der Praxisbezug verloren gehen könnte. Ich habe immer versucht, den Praktikern aufzuzeigen, dass sich nicht gross etwas geändert hat. Wir hatten bis zur Bologna-Reform weiterhin diese zwei langen Praktika. Neu war eigentlich nur, dass man von einem fächerorientierten zu einem themenorientierten Unterricht wechselte. Die bedeutenden Veränderungen kamen erst mit der Bologna-Reform.

Und wenn Sie auf Bologna zurückschauen, was ist Ihre Einschätzung? Ich bin nicht glücklich über diese Entwicklung. Auch wenn ich sehe, was dies an den Universitäten, an der PH für Auswirkungen hat, da sehe ich jetzt gerade über unseren Sohn etwas hinein. Das hat eine Zerstückelung all dieser Ausbildungen bewirkt. Es ist aus meiner Sicht nicht mehr die gleiche Kohärenz drin.

Die Praktikumsausbildung wurde beibehalten. Aber wir haben die Veränderung eingeführt, dass ein Praktikum und ein Projekt gefordert sind, in allen Studienrichtungen. Dies war

immer ein Diskussionspunkt und ist es heute noch. Das hat natürlich mit der allgemeinen Entwicklung zu tun. Ich denke, der ganze Wachstumsdruck ist heute ein stark prägender Faktor. Die grosse Konkurrenz innerhalb der Bildungsinstitutionen – man muss wachsen, um mitreden zu können. Dies bedeutet eben immer auch mehr Studierende. Das hat schon seinen Preis gehabt, Quantität zulasten von Qualität.

Sie haben von Highlights gesprochen. Ist das quantitative Wachstum der Schule also ein Stolperstein? Etwas, wo Sie sagen, es sei schade, dass es nicht mehr so ist wie früher? So ist es. Wenn die Schule eine gewisse Grösse erreicht, sind viele Sachen nicht mehr möglich, die in einer kleinen Schule noch üblich waren. Ich denke da an die Beobachtung und Förderung von Sozial- und Selbstkompetenzen. So etwas bedingt, dass man die Leute kennt und auch Entwicklungen verfolgen kann. Und dies waren schon Pluspunkte, die verloren gegangen sind.

Heute findet diese Begleitung ja nur noch im Grundstudium in einer fixen Gruppe statt. Dies hat auch mit der Bologna-Reform zu tun. Früher begleiteten wir die Studierenden durch das ganze Studium. Und ich muss schon sagen: Zu den Studierenden, die damals in der Ausbildung waren und jetzt in der Praxis sind, hat man heute noch einen anderen Bezug als zu den Studierenden, die danach im modularisierten Studium gewesen sind. Dort kennt man die Leute nur noch punktuell, vielleicht durch die Begleitung eines Projekts oder einer Bachelor-Arbeit. Das ist schon nicht mehr so intensiv.

Wir haben von der Schule gesprochen. Vielleicht können Sie noch etwas zurückschauen auf das Berufsfeld: Wie hat sich das Berufsfeld entwickelt in Ihrer Zeit? Kürzlich war ich wieder einmal mit einem Beispiel konfrontiert, wo ich mir dachte: «Das war noch anders früher.» Dazu muss ich vielleicht vorausschicken: Ich bin ja jetzt nicht mehr direkt in der Praxis und ich konnte auch die Entwicklungen der letzten zehn Jahre nicht mehr so konkret mitverfolgen. Aber dadurch, dass ich heute intensiv im freiwilligen Bereich arbeite und in dieser Funktion auch Kontakt habe mit Sozialstellen, vor allem im Migrationsbereich – ja, da sehe ich schon gewisse Sachen,

wie sie heute sind, und kann dies vergleichen mit früher. Damals stellte sich ja die Frage des Einstiegs in die Berufswelt. Auch in dieser Hinsicht waren es goldene Zeiten, nach meinem Erleben.

In meiner Ausbildungszeit hatten wir das Gefühl, materielle Not sei vorbei. Dies war die Zeit der Hochkonjunktur. Aufgabe der Sozialen Arbeit waren die psychosozialen Probleme: Beziehungsprobleme, familiäre Probleme, psychische Probleme. Dort schien die Zukunft des Berufs zu liegen. Und wir hatten, quasi zur Probe, zum ersten Mal in unserer Ausbildung Soziologie. Damit wurden auch die gesellschaftlichen Dimensionen angeschaut. Und kurz vor meiner Zeit waren die 68er-Unruhen. Das gab Stoff zum Diskutieren. Gesellschaftsveränderung war ein grosses Stichwort damals. Also einerseits psychosoziale Hilfe und andererseits Gesellschaftsveränderung. Ich wurde in Sursee mit einem dreifachen Auftrag angestellt. Einerseits Beratung von Menschen mit Suchtproblemen, vor allem Alkohol. Auch die Suchtprävention war Teil des Auftrags. Gleichzeitig wurde deutlich – das war eine Folge von dieser 68er-Zeit – dass die Jugend ernst genommen werden muss. Das hiess dann als dritter Teil des Auftrags: Aufbau von Jugendberatung und Jugendzentren. Dies waren grosse Projekte, mit dem ganzen Aufbau und der Vorbereitung einer Jugendberatung, die es heute noch gibt. Daneben die Suchtprävention, welche sich auch sehr veränderte. Und die Beratungsarbeit. Also, das war sehr vielseitig, gerade wenn man auf einem polyvalenten Dienst arbeitete und mit verschiedenen Problemen zu tun hatte. Das war von daher eine spannende Zeit. Das ist ein Unterschied zu heute, denke ich.

Dann würde ich auch sagen, die Soziale Arbeit ist immer mehr in die Nähe von Verwaltungsstrukturen gerutscht. Damals hat es noch mehr Freiheiten gegeben. Aber vielleicht auch mehr Herausforderungen. So war es für mich normal, abends für Sprechstunden zur Verfügung stehen zu müssen. Man wollte die Leute nicht aus dem Arbeitsprozess herausholen und hat sie zu Abendgesprächen aufgebeten. Ich habe auch Hausbesuche gemacht.

Nun komme ich zu dem erwähnten Beispiel, das mir gezeigt hat, wie anders es heute ist im Vergleich mit früher: Bei meinem Chef war ich wie in einer Meisterlehre. Er sagte immer,

man müsse manchmal auch etwas machen mit den Leuten. Zum Beispiel sie begleiten und mitfahren, wenn sie in die Klinik gehen müssen. Und wenn dann der Klient neben dir sitzt, erzählt er vielleicht mehr, als wenn er dir im Büro gegenüber sitzt. Oder jemandem zügeln helfen, als ganz konkrete Dienstleistung. Das gibt Beziehung. Und eben, genau das habe ich kürzlich wieder erlebt, als eine Flüchtlingsfrau umziehen musste. Sie war bis kurz vor dem Zügeltermin in der Klinik. Von der Caritas haben sie zwar Leute aufgeboten, die ihre Sachen von der einen Wohnung in die andere gebracht haben. Aber sonst war sie allein. Obwohl da eine Armada von Helferleuten aus Spitex, Sozialer Arbeit, Beistandschaft beteiligt ist. Aber die Hauptarbeit macht eine Freiwillige ...

Und das waren dann Sie? Nein, das war in diesem Fall eine Kollegin. Ich sehe es auch bei den Professionellen, mit denen ich Kontakt habe, wenn ich mal etwas aufgleisen muss – sie sind enorm schwierig zu erreichen. Sie haben pro Tag eine halbe Stunde Telefonzeit und dann sind sie nicht mehr erreichbar. Man kann zwar ausrichten lassen, sie sollen zurückrufen. Aber es kann dann Tage dauern, bis der Rückruf kommt.

Ja, das ist erstaunlich. Noch eine Frage zum Rückblick: Wie sehen Sie die Entwicklung der Professionalisierung? So eine Bildungsorganisation wie die Hochschule tut ja auch einiges dafür, dass das Feld professionalisiert wird. Und Sie können dies nun schon über einen langen Zeitraum beobachten. Die Bologna-Reform hatte aus Ihrer Sicht negative Auswirkungen. Gab es auch positive Auswirkungen? Wie sehen Sie das mit Blick auf die Professionalisierung? Welchen Beitrag leistet die Hochschule? Da müssten wir jetzt wahrscheinlich länger darüber nachdenken, was Professionalisierung überhaupt heisst. Die Kriterien der Professionalisierung habe ich ja auch mal unterrichtet. Kriterien sind sicher, dass man einen Kodex hat, dass es eine Berufsorganisation gibt und dass es eine Ausbildung gibt, die auf wissenschaftlichen Standards beruht. Und doch muss ich mich heute fragen: Was bringt das? Was hat die Professionalisierung gebracht für die Qualität der Sozialen Arbeit? Also von einem Berufsverband lese und spüre ich kaum etwas. Dann die Schulen und Ausbildungsstätten: Da habe ich den Eindruck, die sind fast mehr mit anderen Fragen

und Problemen beschäftigt, als dass sie sich mit der Frage auseinandersetzen können, was es denn wirklich braucht in der Praxis.

Und woran denken Sie da? Womit sind wir beschäftigt, statt uns um den Beruf zu kümmern? Mit Umstrukturierungen, mit Reformen der Organisation, mit der Beschaffung von Finanzen. Mit der Positionierung in der Gesamthochschulandschaft ...

... also sind wir sehr stark auch mit uns selbst beschäftigt. Als Schule oder Organisation innerhalb einer Organisation und mit Verkaufsstrategien, mit Marketing. Diesen Eindruck hatte ich schon zu meiner Zeit an der Schule: Marketing und Controlling erhalten einen immer grösseren Einfluss. Und dann der Trend zur Zentralisierung und Vereinheitlichung von Strukturen.

Mit Bologna meinte man, die Internationalisierung schneller und besser aufbauen zu können. Es ist ja auch eine Frage der Ressourcen, ob man sich mehr auf die Schweiz konzentriert oder ob man auch etwas über den Tellerrand hinausschaut, was die anderen machen. Wie haben Sie dies eingeschätzt? Gibt es da Resultate für die Praxis? Immer mehr Studierende gehen ins Ausland im Rahmen der Praxisausbildung. Es ist sicherlich gut, den Blick zu öffnen. Das hilft, die Dinge zu relativieren und einzuordnen. Aber ob dies etwas für die Studienqualität gebracht hat, kann ich schwer beurteilen.

Können Sie vielleicht noch etwas sagen zur Zusammenarbeit der Schule mit der Praxis? Das war ja Ihr Kerngeschäft. Auf diese Zusammenarbeit sind wir angewiesen und wir haben als Schule auch einen guten Ruf in dieser Beziehung. Irgendwann kam die Forderung, dass Leute, welche in der Praxis ausbilden, eben auch eine Qualifikation dafür haben müssen. In meinen letzten zehn Jahren an der Schule waren diese Praxisausbildner-Kurse ein Schwerpunkt meiner Tätigkeit. Die Einführung dieser Kurse war eine gute Entwicklung. Es hat bewirkt, dass Leute aus der Praxis in einen intensiveren Kontakt mit der Schule kamen. So konnte man die Praxis über die laufenden Entwicklungen orientieren und die Rollen klären.

Wir sind recht erfolgreich unterwegs beim Akquirieren von Praktikumsplätzen – nicht zuletzt dank Ihrem Engagement – Sie haben ja die Praxisausbildung gewissermassen verkörpert. Wenn man etwas von der Praxis brauchte wusste man, der Fredi Banholzer... bis fast am Schluss, ja. Bis wir diesen Bereich dann auch etwas aufgeteilt haben. Wie schon gesagt: Im Kontakt mit der Praxis habe ich mich auch immer für die Schule gewehrt und den Standpunkt vertreten, dass wir keine Akademisierung betreiben. Das war eine Phase, in der ich an der Konzeptentwicklung beteiligt war und auch Einfluss nehmen konnte. Und irgendwann – mit Bologna und Führungswechsel – kam der Zeitpunkt, wo ich sagen musste: «So, jetzt bin ich aber nicht mehr für alles verantwortlich, was in dieser Entwicklung läuft.»

Sie haben die Basis dafür gelegt, dass diese Schule mit so vielen Praxisorganisationen zusammenarbeiten kann. Dies ist bis heute ein Erfolgsmodell. Die schwierigste Zeit für mich war, als beschlossen wurde, die Ausbildungskapazität, also die Anzahl Studierende, praktisch zu verdoppeln. Ich habe damals gesagt, dass wir nicht genügend Praktikumsstellen für so viele finden. Das Wachstum war auch mit einem Systemwechsel verbunden. Wir haben dann ein Stück weit auch Verantwortung abgegeben und gesagt, dass wir als Schule nicht mehr genügend Praktikumsstellen für alle Studierenden akquirieren können, die Studierenden müssen selbst Verantwortung übernehmen. Gleichzeitig hat sich natürlich auch das Einzugsgebiet der Schule verändert. Es sind zunehmend nicht mehr ausschliesslich Leute der Zentralschweiz hier zur Schule gegangen, sondern Leute aus der ganzen Schweiz, die wegen des speziellen Profils kamen. So, wie ich es beurteilen kann, finden auch bei den heutigen Zahlen immer noch alle Studierenden einen Praktikumsplatz. Das hat natürlich auch damit zu tun, dass der Sozialbereich ein boomender Zweig ist, wo es immer mehr Leute braucht.

Was ist Ihre Einschätzung, wenn Sie einen kritischen Blick auf die Soziale Arbeit werfen? Wie schon gesagt: Die Verbürokratisierung – und die sieht man auch im Gesundheitsbereich – ist für mich ein kritischer Punkt. Und mein Wunsch an die Schule lautet: Es wäre schön, wenn die Soziale Arbeit vermehrt

wieder auch Berufung wäre, nicht nur ein Job. Ich lese jetzt gerade ein Buch, das aus einem anderen Bereich kommt. Fullbert Steffensky formuliert in «Schwarzbrot-Spiritualität» einen Vorwurf an die Theologie: dass während der ganzen Ausbildung von Theologen die Referenz die Wissenschaft sei und nicht mehr das Wirkungsfeld, nämlich die Arbeit in der Kirche. In diesem Sinn werfe ich einen kritischen Blick auf die Professionalisierung der Sozialen Arbeit. Die Frage lautet: Was ist die Motivation, warum macht man diese Arbeit? Die Arbeit an sich ist eindeutig anspruchsvoller geworden. Mit all diesen Widerständen und Schwierigkeiten umzugehen, braucht Kraft und Energie. Woher holen wir das? Diese Diskussion kommt heute zu kurz. Das heisst nicht, dass ich zu den katholisch geprägten Anfängen zurück will. Ich kann mich erinnern, dass wir an der Tagesschule noch religiöse Studientage hatten: Man war mit der Klasse auswärts und musste sich mit Fragen zu Sinn, Spiritualität und Ethik auseinandersetzen.

Dies wäre also der Wunsch an die Schule, dass man schaut, wo der Referenzrahmen ist – was mit den Werten ist. Schaut, wofür steht eigentlich die Soziale Arbeit, und dies auch reflektiert. Das ist ein wichtiger Hinweis. Genau. Was sind gerechte Verhältnisse? Der Einsatz für Gerechtigkeit. Und eben, wo holen wir die Kraft für ... ja, diese ganzen gesellschaftlichen Entwicklungen.

Was hat sich bei Ihrer persönlichen Haltung verändert – heute als freiwillig Tätiger im Vergleich zur Zeit als Sozialarbeiter? Zur Zeit meines Berufseinstiegs war man mit Herzblut, mit persönlichem Engagement dabei mit allen Schwierigkeiten, sich auch abzugrenzen. Heute muss ich manchmal sagen, jetzt habe ich keine Zeit. Aber dass ich die Freiheit habe, halt auch zeitlich, nicht nur innerhalb der Bürozeit etwas zu machen oder bei jemandem vorbeizugehen, das ist ein Unterschied. Dass ich nicht schauen muss, wie viel Arbeitszeit ich mir reservieren kann für dies oder das. Ich muss nirgends rapportieren. Ich geniesse es auch, dass ich mich nicht so stark nach gewissen Standards richten muss. Auf der anderen Seite: Manchmal kann ja die Berufsrolle als Sozialarbeiterin oder als Sozialarbeiter auch ein Schutz sein und erlaubt es einem, sich anders abzugrenzen.

Diese Abgrenzung, haben Sie die als Freiwilliger immer noch in Ihrem Repertoire? Ja, ich denke, dass mir da meine professionelle Prägung hilft. Das sehe ich bei gewissen Freiwilligen, die nur mit dem grossen Herzen arbeiten und dann Beziehungen eingehen, die nicht gut sind. Beispielsweise eine Kollegin, die mal aus Mitleid und weil sonst niemand da war, eingewilligt hat, Patentante eines Flüchtlingskindes zu werden. Das bleibt sie jetzt ein Leben lang.



Fredi Banholzer, geb. 1946, ist Sozialarbeiter und ehemaliger Dozent. Er hat von 1970 bis 1973 die Ausbildung an der Schule für Soziale Arbeit in Luzern absolviert und war zwischen 1987 und 2009 Dozent und verantwortlich für das Praxisressort. In dieser Funktion war er zuständig für die Planung und Organisation der Praxisausbildung und für die Pflege und den

Ausbau der Zusammenarbeit mit Praxisorganisationen in der ganzen Schweiz. Seit seiner Pensionierung engagiert er sich im Freiwilligenbereich und in der Betreuung der Enkelkinder.